

Länger gearbeitet, weniger geschafft

Zu lange Arbeitstage schaden nicht nur der Gesundheit, sondern auch der Produktivität.

Wer lange an der Werkbank steht oder im Büro sitzt, schafft auch viel. Diese Einstellung ist weit verbreitet. Dennoch ist fraglich, ob Beschäftigte, die sehr viele Arbeitsstunden leisten, wirklich mehr produzieren. Schließlich nimmt mit zunehmender Erschöpfung das Arbeitstempo ab, die Fehler häufen sich und letztlich fordert die Gesundheit ihren Tribut: Die Zahl der Krankheitstage steigt. Allerdings ist es schwierig, solche Effekte in der Realität nachzuweisen. Die Untersuchungsgruppe müsste nämlich zwei Eigenschaften aufweisen. Erstens sollte es sich um Beschäftigte handeln, deren Arbeitszeiten in einer großen Bandbreite schwanken. Zweitens muss sich der Output je Arbeitnehmer relativ präzise bestimmen lassen.

Auf einen alten, aber gut geeigneten Datensatz ist der Wirtschaftsprofessor John Pencavel von der amerikanischen Universität Stanford gestoßen. Er hat Aufzeichnungen aus britischen Munitionsfabriken im Ersten Weltkrieg neu ausgewertet. Je nach militärischem Bedarf unterlagen die Arbeitszeiten seinerzeit extremen Schwankungen. In Spitzenzeiten stiegen sie auf 60, in Einzelfällen auf 100 Wochenstunden. Phasenweise bekamen die Beschäftigten – mehrheitlich Frauen – nicht ein-

mal sonntags frei. Weil in der Regel Akkordlohn gezahlt wurde, liegen auch präzise Angaben über den Output vor.

Es zeigt sich: Übersteigt die Wochenarbeitszeit bestimmte Werte, nimmt die Produktionsmenge kaum noch oder gar nicht mehr zu. Beispielsweise stellte eine Gruppe von 100 Arbeiterinnen, die Sicherungen montieren mussten, in Wochen mit 60 oder 70 Arbeitsstunden nicht mehr her als in Wochen mit 48 Stunden. Die Sonntagsarbeit war nicht nur überflüssig, sondern am Ende sogar kontraproduktiv. In Wochen ohne freien Tag lag die Produktivität etwa zehn Prozent niedriger als sonst.

Die Grenzwerte, ab denen zusätzliche Arbeit den wirtschaftlichen Ertrag nicht mehr erhöht, dürften von Job zu Job variieren, so Pencavel. Dies sei jedoch kein Grund, das Thema zu ignorieren, wie es heute in der Ökonomie häufig geschehe. Gesetzliche oder tarifliche Arbeitszeitgrenzen sollten nicht als hinderliche Beschränkungen unternehmerischer Gestaltungsspielräume verstanden werden, sondern als „aufgeklärter“ Mechanismus zur Steigerung von Effizienz und Wohlstand. <

Quelle: John Pencavel: The Productivity of Working Hours, in: The Economic Journal, Dezember 2015

ARBEITSMARKT

Gezeichnet fürs Arbeitsleben

Sich unter die Nadel zu legen, verringert die Chancen, einen Job zu finden.

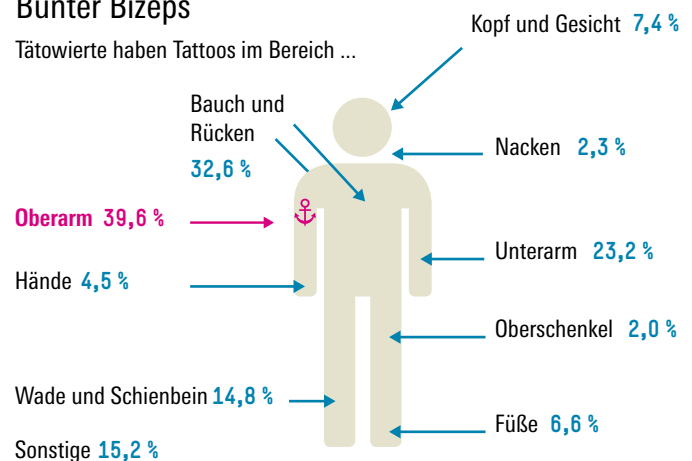
Tätowierungen sind in den vergangenen Jahren zum Mainstream-Phänomen geworden, schreiben Rik Dillingh, Peter Kooreman und Jan Potters. Das heißt aber nicht, dass sie ihren Trägern keine Probleme machen können. Die Ökonomen von der Universität Tilburg haben untersucht, ob sich Tattoos messbar auf den Erfolg am Arbeitsmarkt auswirken. Sie können zum Teil negative Effekte nachweisen.

Die Studie der Wirtschaftswissenschaftler basiert auf Befragungsdaten von mehr als 5.200 Niederländern, die über eine Zufallsstichprobe des Melderegisters ausgewählt wurden. Gut zehn Prozent der Teilnehmer gaben im Mai 2013 an, tätowiert zu sein. 40 Prozent von ihnen haben sich Tattoos am Oberarm stechen lassen, ein Drittel am Rücken oder Bauch. Für gut sichtbare Stellen wie Gesicht, Kopf, Nacken oder Hände haben sich zwölf Prozent entschieden. Als Motive dominieren Texte, Tiere, Herzen, Sterne, Kreuze und keltische oder Stammessymbole. Immerhin sechs Prozent sind der Meinung, dass ihr Hautschmuck auf andere anstößig wirken könnte.

Der Auswertung zufolge nimmt der Anteil der Tätowierten über die Generationen hinweg stetig zu. Im Vergleich zum Rest

Bunter Biceps

Tätowierte haben Tattoos im Bereich ...



Werte addieren sich zu mehr als 100 Prozent – eine Person kann mehrere Tattoos haben Quelle: Dillingh u. a. 2016 Grafik: bit.do/impuls0352

Hans Böckler Stiftung

der Bevölkerung sind unter ihnen überdurchschnittlich viele Arbeiter, Singles, Kinderlose, Raucher, Übergewichtige, Städter, Geringqualifizierte und Konfessionslose sowie mehr Menschen mit seelischen oder körperlichen Gesundheitsproblemen. Wenn man diesen Besonderheiten statistisch Rechnung trägt, um den Effekt von Tattoos auf die Arbeitsmarktaussichten zu isolieren, zeigt sich: Das Einkommen beeinflussen Tätowierungen nicht. Auf die Wahrscheinlichkeit, überhaupt erwerbstätig zu sein, wirken sie sich dagegen signifikant negativ aus. <

Quelle: Rik Dillingh, Peter Kooreman, Jan Potters: Tattoos, Life Style and the Labor Market, IZA Discussion Paper Nr. 9675, Januar 2016 Download: bit.do/impuls0353